

die Ansprüche an Naturwahrheit als die ästhetischen Anforderungen in höherem Maasse, als man es bisher in illustrirten Prachtwerken dieser Art gewohnt war. Namentlich unter den Textbildern findet sich eine Fülle ganz reizender Cabinetstücke, die wahre Zierden des Buches bilden.

Die Ueberhöhung der Berge mit entsprechender Zuschärfung des Gipfwinkels, wie sie Compton liebt, möchte ich nicht unbedingt tadeln. Dass die Bilder dadurch an wissenschaftlichem Werthe einbüßen, was sie an Effect gewinnen, ist ja richtig, aber erstens sind diese Bilder nicht bestimmt, wissenschaftlichen Zwecken zu dienen und zweitens werden sie oft gerade durch eine directe Ueberhöhung der Bergspitzen ihrer Aufgabe, den dem Objecte in der Natur selbst entsprechenden Eindruck hervorzurufen, besser gerecht als Photographien. Es ist bekannt, wie sehr das Auge über die Neigung der Gehänge und die Schärfe der Gipfelwinkel sich täuscht. Gerade, weil die Photographie diese Verhältnisse richtig wiedergibt, erweckt sie bei dem Beschauer nicht den Eindruck, den das Object in der Natur seinen vergleichsweise riesenhaften Dimensionen zufolge auf ihn ausübt. Dass der Landschaftsmaler unserer Täuschung über die Höhe und Zuschärfung auffallender Bergspitzen Rechnung trägt, kann daher nicht beanstandet werden, solange die von ihm angebrachte Correctur sich in vernünftigen Grenzen hält. Ueberhöhungen und Neigungswinkel, wie sie auf p. 365 für den Venediger-Gipfel von dem Zeichner beliebt wurden, braucht man deshalb natürlich nicht zu billigen.

Die Frage, welche Art der Darstellungen für ein illustriertes Prachtwerk wie das vorliegende als die empfehlenswertheste erscheint, dürfte sich vielleicht in ähnlicher Weise beantworten lassen, wie die Frage eines Schülers an einen berühmten Architekten über den besten Baustyl. „Alles kann man machen, nur gut muss man's machen.“ Gute Landschaftszeichnungen — und zum Lobe des vorliegenden Buches sei es gesagt, es besitzt solche in nicht geringer Anzahl — sind zur Veranschaulichung von Scenerien gewiss nicht weniger geeignet, als gute Photographien, aber sie müssen eben nicht nur den Anforderungen an ästhetische Gesamtwirkung, sondern auch an Naturwahrheit entsprechen.

C. Diener.

Hermann Abich. Aus kaukasischen Ländern. Reisebriefe, herausgegeben von dessen Witwe, 2 Bände, Wien 1896 bei A. Hölder.

Die Meisten unter uns haben ihn noch persönlich gekannt, den berühmten Erforscher des Kaukasus und Armeniens, der, nachdem er die beste Zeit seines arbeitsreichen Lebens der geologischen Untersuchung der zwischen dem Caspischen See und dem Schwarzen Meere sich erhebenden Gebirge gewidmet hatte, seine letzten Lebensjahre in Wien zubrachte, bis einige Wochen vor seinem am 1. Juli 1886 erfolgten Tode unermüdlich beschäftigt mit der Ausarbeitung seiner reichen Erfahrungen. Wir haben ihn gekannt als einen für die Wissenschaft begeisterten Gelehrten, der mit dem lebhaften Interesse eines Jünglings noch im höchsten Greisenalter allen Fortschritten seines Faches folgte, und wir haben ihn auch gekannt als einen ebenso edlen wie liebenswürdigen Menschen, dem ein Jeder gern und willig den Tribut wohlverdienter Verehrung zollte.

Es ist in hohem Grade anziehend, einen näheren Einblick in den wissenschaftlichen Entwicklungsgang dieses Mannes während der wichtigsten Abschnitte seiner Forscherlaufbahn zu bekommen und dabei die Grundzüge seines Charakters in so offener Weise klar gelegt zu finden, wie dies durch das vorliegende Werk geschieht, dessen Inhalt aus Briefen Hermann v. Abich's an seine nächsten Familienangehörigen besteht.

Bei manchen Wissenschaftszweigen ist es nicht leicht, sich über den Werth des von einem Forscher Geleisteten sofort ein zutreffendes Urtheil zu bilden. Oft vergehen Jahrzehnte, ehe gewisse geologische und geographische Untersuchungen in weniger besuchten Gegenden überprüft werden können. Wohl lassen sich Schlussfolgerungen immer controliren, denn das ist Sache einer blossen Gedankenoperation, die jeder Fachmann an seinem Schreibtische vornehmen kann, der Grad des Vertrauens aber, den man den Angaben eines Reisenden über seine in der Ferne gemachten Beobachtungen entgegenbringen darf, hängt vielfach von der Bekanntschaft mit seinen persönlichen Eigenchaften ab. Eine solche Kenntnis des intimsten Wesens Abich's und zwar namentlich hinsichtlich seiner Auffassung des von ihm gewählten wissenschaftlichen Berufes wird nun durch die jetzt veröffentlichten Briefe auch weiteren Kreisen vermittelt, und wir dürfen der (inzwischen ebenfalls verstorbenen) Witwe des Forschers dafür dankbar sein, dass sie der Sichtung der betreffenden Papiere sich unterzogen und das davon für die Öffentlichkeit Passende zusammengestellt hat. Desgleichen gebührt unsere Anerkennung Herrn Hofrath Stein-dach-ner, der die Herausgeberin bei ihrer Arbeit mit Rath und That unterstützte.

Der erste Band des Werkes, enthält Briefe Abich's an seine Eltern und Geschwister aus den Jahren 1842—1853. Hier finden wir die Schilderung der grossartigen ersten Eindrücke, welche die Gebirgswelt des Kaukasus und Hocharmeniens auf den Verfasser der Briefe machte und erfahren von seinen ersten und wichtigsten Entdeckungen, die theilweise noch unter sehr schwierigen äusseren Verhältnissen gewonnen wurden. Noch tobte nämlich in den Thälern des Kaukasus der Kampf, den die Russen gegen die dortigen Gebirgsvölker führten mussten, welche in Schamyl einen ebenso gewandten, wie zähen Führer besassen. Abich selbst war Zeuge verschiedener Episoden dieses Feldzugs und durchzog bei seinen Excursionen nicht selten die vom Feinde gefährdeten Gegenden.

Trotz dieser und anderer Schwierigkeiten sehen wir ihn unermüdlich bei der Arbeit. Er beschränkte sich dabei keineswegs auf die Geologie, sondern suchte auch nach anderen Richtungen fördernd zu wirken. Eine seiner ersten Sorgen war beispielsweise die Errichtung meteorologischer Stationen und die Schulung des betreffenden Personals. Auch den Sitten und Gebräuchen der Einwohner, die zu jener Zeit noch ganz ihren ursprünglichen Charakter bewahrt hatten, wendete er seine Aufmerksamkeit zu, und wir finden in den Briefen darüber manche anziehende Notiz. Desgleichen erfahren wir verschiedene Einzelheiten über das Leben der europäischen, speciell der russischen Gesellschaft in Tiflis, wie sie sich zu jener Zeit bereits zu entwickeln begann.

Der zweite Band enthält grösstenteils Briefe Abich's an seine Frau und umfasst die betreffende Correspondenz aus den Jahren 1859—1874. Diese Briefe beziehen sich auf die Reisen, welche der Schreiber zur Ergänzung seiner

früheren Forschungen unternahm, und bei denen er auch in die dem Kaukasus benachbartem Theile Persiens, wie z. B. an den Urmia-See gelangte.

Abich dehnte diese Reisen vielleicht zu lange aus, denn der ihm nach Abschluss derselben verbleibende Rest seines Lebens genügte nicht mehr, um die Fülle des dabei gesammelten Materials zu dauerndem Nutzen der Wissenschaft gänzlich zu bewältigen. Die Veröffentlichungen dieses Forschers sind gewiss bedeutsam und geradezu grundlegend für die Kenntnis des Kaukasus, allein es waren doch gleichsam nur Theilzahlungen aus einem reichen Schatze, dessen Gold vielfach ungemünzt blieb, weil der Besitzer zu viel davon aufgehäuft hatte, um zur Ausprägung die nötige Musse finden zu können.

Man kann vielleicht überhaupt sagen, dass die Ziele, die Abich sich gesteckt, zu gross waren, um von einem Einzelnen erreicht zu werden. Die Gebiete, welche er der geologischen Wissenschaft neu erschloss, waren zu ausgedehnt, als dass nicht allenthalben sich Lücken in den Beobachtungen bemerkbar gemacht hätten, und diese Lücken erkannte der Forscher natürlich selbst am Besten. Sie waren ihm um so unliebsamer, je mehr es seiner Natur wiederstrebt, wichtige Fragen blass anzuregen, statt sie zu lösen. Die vorliegenden Briefe erklären in dieser Hinsicht Vieles.

Jedenfalls sehen wir, dass Abich sich mit dem Erreichten nie begnügte, und speciell die Briefe des zweiten Bandes beweisen, dass er seine Forschungen selten für so abgeschlossen hielt, wie er es gewünscht hätte. Wo man schon für die blosse Mittheilung einer Reihe von neuen Thatsachen, also für Bausteine der Wissenschaft dankbar gewesen wäre, sollte stets ein fertiges Gebäude aufgeführt werden. „Rasch beobachtend vorübereilen“ schreibt Abich (siehe 2. Bd. Seite 104) oder geognostische Thatsachen studiren und unter einem Gesichtspunkt das Zusammengehörige fassen, wie es sich gehört, sind zwei himmelweit verschiedene „Tendenzen.“ Alle Theorien, heisst es dann in demselben Briefe weiter (Seite 105), die dem augenblicklichen Standpunkte der Wissenschaft gemäss seien, müssten auf die eigenen Forschungen gleichmässig angewendet werden, ohne dass man sich dabei von irgend einer beherrschen lasse.

Ohne theoretische Durchdringung des Stoffes konnte sich Abich eine geologische Darstellung überhaupt nicht denken, und es war trotz aller ange strebten Unparteilichkeit doch natürlich, dass er schliesslich gewissen Lehrmeinungen den Vorzug vor anderen gab. Er stand thatsächlich unter dem Einfluss der E. de Beaumont'schen Ideen und er war durchaus Vulcanist. Das zeigen seine Arbeiten so gut wie die vorliegenden Briefe. Den von ihm für massgebend befundenen Gesichtspunkten trachtete er auf diese Weise alle seine Beobachtungen unterzuordnen, und Einzelheiten hatten für ihn in der Regel nur Werth im Zusammenhange mit der allgemeinen Erkenntnis. Daraus erklärt sich auch der eigenthümliche, so zu sagen philosophische Zug, den wir nicht blass im Inhalt sondern auch in der Form und dem mitunter etwas schweren Styl der Schriften dieses Autors finden.

In diesem Sinne also suchte Abich den Kaukasus und seine Nebenländer zu studiren, und er ging noch weiter, indem er nicht blass die rein geologischen Probleme, sondern auch die Beziehungen zwischen der complicirten Ethnographie und dem Bau dieser Länder im Auge hatte (Siehe 1. Bd. Seite 343). Das Bessere erwies sich indessen auch hier wieder einmal als der Feind des Guten, denn so reich auch die Ergebnisse sein mögen, die Abich in seinen Publicationen

niedergelegt hat, so ist doch schliesslich, wie schon oben gesagt wurde, ein noch grösserer Schatz von Erfahrungen mit seinem Tode verloren gegangen, welche auch ohne theoretische Verknüpfung für die Wissenschaft von hervorragendem und vielleicht sogar von bleibenderem Werthe gewesen wären, als manche unter dem Einfluss der bevorzugten Lehrmeinungen erdachte Combination.

Wie immer man jedoch über diesen durch zu weit gehende Pläne hervorgerufenen Verlust denken möge, so kann doch in Bezug darauf nur von einem Bedauern, nicht aber von einem Tadel die Rede sein, und dieses Bedauern selbst ist ehrend für den Dahingeschiedenen, weil es gleichbedeutend ist mit der Anerkennung einer nicht voll zur Geltung gelangten grossen Leistung. Hätte Abich zu den Gelehrten gehört, welche nach Effect haschen und denen es mehr um persönliche Berühmtheit als um die Sache zu thun ist, dann hätte er sich weniger durch Scrupel beirren lassen, die den Abschluss seiner Arbeiten verzögern mussten.

Auf alle Fälle waren seine Absichten stets ehrliche. Stets befiss er sich, wie die Herausgeberin in der Einleitung betont, des Cultus der Wahrheit, wobei er sich übrigens von einer tief ernsten religiösen Ueberzeugung leiten liess, wie sie aus den vorliegenden Briefen vielfach hervorleuchtet, und mit Recht durfte er von sich in einem an seine Mutter gerichteten Briefe sagen (Siehe 1. Bd. Seite 440) dass er immer nur „das Beste der Wissenschaft und des Landes,“ dem er diente, im Auge habe. „Mein Streben“ heisst es dort weiter, „mein redlicher, von keinem Anflug der Eitelkeit oder des Ehrgeizes bestimmter Wille liegt vor Gott. Dort, das weiss, das fühle ich, hat dieses Streben auch selbst in dem Falle Werth, wenn es sein könnte, dass ich, menschlich irrend, mich über das Maass meiner Kräfte und den objectiven Werth meiner Resultate getäuscht oder dieselben überschätzt haben sollte. — Die Frage, ob und wie viel wir nützen und wie viel Haltbares wir mitleiserten an dem gemeinsamen Bau, der dem gesammten Geschlechte gehört und zur Aufgabe vorliegt, diese Frage und ihre Beantwortung hängt auf das Engste mit unsren Hoffnungen auf Jenseits zusammen und kann nicht von Menschen, sie kann nur von Gott entschieden werden. Ich weiss sehr wohl, das, was ich eben schrieb, würde Manchem sehr fremdartig klingen und vielleicht ein mitleidiges Achselzucken abnöthigen. Ihr aber werdet verstehen, was ich eigentlich sagen will. Ihr werdet in mir keinen Schwärmer sehen, der ich nicht bin.“

Mit diesem für Abich's Denkweise bezeichnenden Citat sei die BESPRECHUNG der Briefe beschlossen, die in ihrer Art ein werthvolles Document für die Geschichte der Wissenschaft vorstellen. Ihre Durchsicht wird außerdem dem Leser belehrende Anregung und den zukünftigen Forschern in den kauasischen Ländern manchen werthvollen Wink geben, vor Allem aber wird sie vom rein menschlichen Standpunkt aus Jedem etwas von dem reinen Genuss verschaffen, den der intime Verkehr mit einem edlen und selbstlosen Menschen zu gewähren vermag.

E. Tietze.

Paulitschke Dr. Ph. kais. Rath, k. k. Prof. und Privatdocent; Ethnographie Nordost-Afrikas. Die geistige Cultur der Danákil, Galla und Somál. Nebst Nachträgen zur materiellen Cultur